

(Nachdruck verboten.)

18]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

„Die alte Mutter Wahl wird nicht ihren Ruf verderben, indem sie andre als gentile Leute ins Haus nimmt . . . ich habe ihn noch nicht einmal auch nur so viel Schnaps trinken sehen“, sagte Frau Wahl, „bloß Kaffee, Herr Lieutenant! — und daran kann niemand bei einem jungen Menschen etwas Böses finden . . .“

„Und Wort für Wort sagte er so: „Macht er so weiter, wie er begonnen hat“, sagt er, „so gähnt er sich zum Examen durch, der Kerl! . . . Aber mit dem Varen scheint's zu hapern“, sagte er, und lachte und ging hierauf fort!“

Walla war durch die Aufmerksamkeit, die ihr Mieter erregt hatte, sehr froh gestimmt; die Zunge ging in einem fort, während sie Feuer anzündete und aus dem Korb mit Heu, in welchem sie tagsüber ihre Füße stecken hatte, allerlei verwickelte Lappen zog, die sie an die Ofenmauer zum Trocknen hängte.

„Die alte Mutter Wahl hat auch bessere Tage gesehen, mein lieber Zuhl! — damals, wie ich droben auf Njaekstad beim Vater des Konsuls als Stubenmädchen diente . . . und beide Fräulein so fein wie Puppen in Seide und Flor zum Tanz ankleidete! . . . und wenn sie am Morgen aus der Stadt vom Ball heimkamen . . . mit schaumbedeckten Pferden . . . und sie hinaufgingen . . . und Fräulein Nella sich niemals niederlegen wollte . . . sondern oben im großen Saale saß und ins Morgenrauen schaute und nur weinte und weinte. . . . Anna Wahl wußte wohl, weshalb sie weinte — o ja, o ja! . . .“

„Da war dieser saubere Lieutenant Engelstön, mit dem sie sich heimlich verlobt hatte. . . . Die andre, die drinnen lag und schlief, die brauchte nicht zu weinen! . . . die wußte sich so fein und schlau zu drehen und zu wenden, als es dazu kam . . . und dann reiste Fräulein Nella nach Kopenhagen und der Lieutenant hielt mit der Schwester auf Njaekstad Hochzeit. . . . Ach ja, Fräulein Nella erinnert sich wohl noch daran, wie Anne Wahl sie in den Schlitten packte und ihr Hoffmanns-Tropfen eingab! . . . Sie weinte, daß sie nicht aus noch ein wußte. . . . Und die Anne weinte natürlich mit . . . sie mußte aber dabei die Tropfen zählen, wie sich's für eine rechtschaffene Dienerin gehört . . . dreißig Tropfen. . . . Fräulein Nella nahm sie mit geschlossenen Augen . . . Leb' wohl, Anne!“ sagte sie, „erzähle niemand, was Du weißt . . .!“

„Aber auf Njaekstad hatten sie nicht einen frohen Tag mehr; denn er war nicht so süß, der Lieutenant, wie er ausjah! . . . Ja, ja, ein alter Diensthote könnte viel aus seinem Leben mitteilen . . . und gute Zeiten habe ich dort gehabt, etwas andres kann ich nicht sagen! . . . die hatte ich wirklich! . . . Aber man will doch seine Umstände ändern und die Füße unter den eigenen Tisch setzen. Die Frauen sind einmal nicht anders . . . und da fällt man in die Grube! . . . Er, der Wahl, hatte einen Branntweinladen . . . und damals trank er noch nicht viel und hatte sein gutes Auskommen . . . Aber mit der Zeit wurde das alles ärger . . . und als er starb, waren Kisten und Kasten leer und Anne mußte zum Kuchenkorb greifen . . .“

„Und unten bei der Ecke der Hauptstraße sehe ich im Monat März nun schon die dreizehn Jahre . . . Aber dafür habe ich gottlob ein gutes Bett . . . Ach nein, nein, nun müssen Sie warten und mit der alten Madame Wahl eine Schale Kaffee trinken!“

Je länger Walla sprach, desto mehr ging ihr das Herz auf. Ihr rundes, blaugraues Antlitz mit den grauen Haarzotteln, dem dicken kleinen Knopf von einer Nase, dem größeren runden Knopf von einem Kinn und den noch größeren Rundungen der Wangen leuchtete, während sie in Verkräftigung dessen, was sie erzählte, wie ein Walroß nickte.

„Auch hörte ich, wie vernünftig Sie sich mit dem Kanonier verglichen, mein lieber Zuhl!“

„Die alte Haubiße und ich, beide sind wir Kinder dieser Stadt . . . Ja, wie die Zeit vergeht . . . Ach, du mein, jetzt humpelt er so mürrisch und bissig auf einem Bein

herum . . . aber er besaß doch einmal deren zwei, und dazu noch recht gesunde; denn so stürmte keiner durch den Tanzsaal wie er . . . Ach, du mein! wie er zum erstenmal aus Kopenhagen kam . . . er war damals Jungmann . . . Da brauchte sich Anne Ludwigsen nicht zweimal umzuschauen, um ihn hinter sich zu haben . . . Hoch trug er den Kopf . . . und die Tochter hält ihren Nacken gerade so steif . . . Wir waren ja auch ehrbar, in meiner Jugend, . . . aber so stramm wie diese Sara Rørdam . . .“

„Die Mamsleute mögen dieser Eigenwillen nicht — außer vor der Hochzeit. Sie wollen doch keinen Dornbusch in ihr Haus ziehen . . . denn, wenn auch in der Jugend noch so viele Rosen dran blühen, so wird es doch schließlich, mit Respekt zu melden, nichts andres als dürres Reisig und Dornbusch . . .“

Die alte Walla saß mit einem Tuch um den Kopf in Strümpfen da und wärmte sich die Füße am summenden Ofen. Sie hatte sich die Kreideseife angezündet und dampfte nun und genoß das Dasein nach dem schwer und mühsam hingeschleppten Wintertag. Die Glut, welche hier in der Feuerstatt leuchtete und funkelte, war für Walla der Lichtpunkt ihres Lebens.

Als Kejer nachher für die Bewirtung mit Kaffee dankte und wieder in sein Gemach ging, pfiff er leise vor sich hin, ehe er sich wieder an das Buch setzte.

Wertwürdig, wie zuvorkommend die Walla heute gewesen! Wahrscheinlich die Wirkung der Anrede des Lieutenants Abrechsten . . .

Also stolz war sie, diese Sara Rørdam! Das hatte er übrigens selbst bemerkt . . .

Nun, seinetwegen mochte sie die Nase nach Herzenslust in die Höhe strecken . . . was ging das ihn an? — er hatte nur sein Holz zu spalten und zu speien . . .

Und wie Kejer in den Zultagen schlief! — am liebsten hätte er alle vierundzwanzig Stunden verträumt, besonders seitdem Walla in überquellender Freundlichkeit den Einfall gehabt hatte, ihm ihren alten braunen Mantel als Zugabe auf die dünne Decke zu legen, unter welcher er in dem kalten Zimmer bebt und froh.

Am rotgemalten Klappstisch des Kanoniers herrschte zu Mittag nicht geringe Unruhe. Drei wilde, stets hungrige Knaben und ein kleines Mädchen, Kinder aus Rørdams zweiter Ehe, gaben ihrer erwachsenen Halbschwester genugsam zu thun und der Kanonier war grade auch nicht anspruchlos.

Am zweiten Weihnachtstag hatte man Kohlsuppe und frisches Fleisch und der Kanonier nötigte Kejer selbst, seinen Keller stets neu zu versehen. „Er wolle von Biererei nichts wissen“, sagte er, „nicht halbe Portionen für ganze Arbeit liefern; er wisse schon, was ein junger Mensch vertragen könne . . . Als ich in Deinem Alter stand, lieber Freund, — ich war schon drei Jahre von Kopenhagen aus auf der See gefahren, ehe ich fester Gast an Bord der Brigg „Volland“ wurde, — da wünschte ich immer, die ganze Schüssel in den Magen schieben zu können, wie man sie in einen Backofen schiebt . . . Es war damals Kriegszeit. Am ärgsten hatten wir es in der englischen Gefangenschaft, als wir trockenen Mundes dasaßen und riechen mußten, wie sie Beefsteak mit Rauch brien . . .“

Am Nachmittag kamen Saras Freundinnen zu Besuch und wurden mit Met und Kuchen bewirtet. Es waren artige, hübsche Jungfrauen, wie es Kejer schien; aber sie zogen sich immer in die eine Ecke zurück und flüsterten und wisperten, so daß er, der neben der alten Haubiße festgemauert saß, gar nicht recht zum Sehen kam. Doch verwandte er kein Auge von ihnen. So oft ein neuer Gast eintrat, bot und nötigte man wieder ringsum, — der Kanonier war gar nicht knauserig, — und so mußten sie jedesmal zum Kredenzbrett hin.

„Hu . . . hu!“ räusperte sich der Alte plötzlich und pufste Kejer in die Seite, — er blinzelte zu dem plaudernden jungen Mädchen hin . . .

„Vater!“ sagte Sara und kam zum Tisch, indem sie die Seite nied, auf welcher Kejer saß, „im Seemannsverein will man am zweiten Neujahrstag einen Ball abhalten.“

„Tanzt meinetwegen so viel ihr könnt, ich habe einen Stelzfuß!“

Sie hielt die Hand auf die Tischkante gestützt und es entging Nejer's kritischem Auge nicht, daß diese Hand bis übers Gelenk vom Waschen aufgerauht war, — eine kleine, runde, rote Arbeitshand, sonst aber gar nicht häßlich . . .

„Sie kommen gerade vom Hochbootmann,“ fuhr sie fort, und dort hat man ihnen gesagt, daß er seinen Namen nicht auf die Liste setzt, ehe er weiß, daß auch Du Dich einzeichnest!“

„Zu meiner Zeit hatten nur die Männer zu bezahlen, die Frauenzimmer gingen mit drein!“ sagte der Kanonier bissig.

„Ich begreife gar nicht, wie die Frauenzimmer zu Deiner Zeit mögen gewesen sein! — Ich bedanke mich schön, für mich die Männer bezahlen zu lassen!“

Der Alte murrte . . .

„Na, na, Vater! — Du weißt ja, ohne Erlaubnis gehe ich nicht. Es kostet zwei Mark.“

„Für jede Person! — für jede Person!“ rief der Kanonier, „zwei Mark auch für meinen Stelzfuß! — Vier — vier Mark . . . Könnte ich zusammenlegen, was ich seit fünfzig Jahren für derlei Späße ausgegeben und bezahlt habe!“

Nach alledem, was er von Walla gehört hatte, zweifelte Nejer keinen Augenblick an der Wahrheit der Worte des Kanoniers — nur daß die Hauptauslagen vielleicht vor die Zeit der Tochter fielen.

Sara hatte wohl eine andre Antwort erwartet; denn sie stand etwas verlegen da und sah von ihm weg auf den Tisch herab und blickte wieder auf und ihn an und ein Schimmer von Unwillen flog über ihr Gesicht.

„Manchesmal hat man eben Lust, etwas andres zu thun, als in der Küche herumzustehen . . . ich habe ja doch keinen Stelzfuß, Vater!“ bemerkte sie.

„Ja, ja, ja,“ sagte er und trat den Nüdzug an, „ich weiß wahrhaftig nicht, weshalb Du fragst, da ich ja dennoch nach Deiner Pfeife tanzen muß!“

„Wir alle wollen gern tanzen, Herr Oberkanonier!“ — bestürmten ihn ringsum die Mädchen und eines derselben, ein zartes, blondes, kam, etwas rot im Gesicht, mit der Liste heran.

„Wenn sich der Herr Kanonier unterschreibt, so ist der Hochbootmann auch gleich dabei!“

Endlich hatte er sein dickes „C. Rördam samt Tochter“ aufs Papier gemalt und mit Tabaksasche bestreut.

„Nun, mein lieber Freund Zuhl, findet sich für einen Seegast Gelegenheit, sich zu drehen. Es kostet nichts als die Unterschrift, — ja, auch zwei Mark!“ fügte er trocken hinzu, „aber so viel findet die Jugend immer!“

Die jungen Mädchen guckten Nejer neugierig an; sie standen um den Tisch herum und warteten auf die Liste.

„Wir haben ja keine solche Eile, alle unterzeichnen zu lassen, Vater! — Herr Zuhl mag es sich überlegen!“ meinte Sara.

Es wurde Nejer ganz heiß. Er fühlte gut, dies gelte dem Holzhauer. Aller Augen ruhten auf ihm.

„Ich pflege nicht lange zu überlegen, Jungfrau Rördam! — Kommt die Liste zu mir, soll Nejer Janßen Zuhl darauf stehen!“ sagte er mit scharfer Betonung.

Sara stunkte; es lag ein kräftiges Selbstgefühl in seinen Worten und in seiner Miene und er schnarrte das „Nejer“ stark heraus.

„Wir befehlen uns schon mit dem einfachen Zuhl“, meinte Sara lachend. Sie zwinkerte leicht mit den Augen, als sie ihn ansah und die Liste in Empfang nahm; „wenn Sie die andren Namen hinzuschreiben, könnten Sie am Ende gar für drei bezahlen . . .“

Ganz spanisch stolz war sie, darüber war kein Streit möglich; war sie aber stolz, so war er wieder stolz! Es schadete nichts, daß sie seine Namen gehört hatte!

„Die da tapert man mir nicht so leicht weg!“ flüsterte der Kanonier und deutete mit der Pfeife nach Sara, welche soeben mit ihren Freundinnen zur Thür hinausging.

„Ich muß Ihnen nämlich sagen, mein Freund, — hm, hm! wir bekommen andres Weiter . . . das fühle ich in meinem Stelzbein!“ unterbrach er sich mit einer Grimasse, „ich habe ihr ein Stück Fernrohr ins Kajütenroof mitgegeben, damit sie sich vorsehen und ihren Mann observieren kann. . . . Es genügt nicht, daß einer in weiten Hosen und mit einem langen seidenen Gutband, das bis über die Schnauze hängt, heranzolziert kommt. Sie kennt das schon, sollte ich meinen! — ein Liebchen in jedem Hafen. . . . O, ich habe sie in die Umstände eingeweicht, ganz und

gar eingeweicht! Ich bin's gewöhnt, alles heraus zu sagen und jedes Ding beim rechten Namen zu nennen! — Da sie ihre vier Geschwister versorgen muß, wenn ich abfalle . . . Entweder ein Kapitän, der keine Schulden hat, Sara, habe ich ihr gesagt, oder einen Steuermann, einen Menschen, an den man sich ordentlich halten kann, — oder gar keinen! . . . Kommt ein Matrose, — und er wäre wacker wie Gold . . . steifen Sturz gehalten und nicht einmal hingeseht! . . . Und was Seeoffiziere betrifft, so nur gleich luben und dann ganz über Stag und auf den andern Bug . . . Aus ihrem Fahrwasser, Sara! sag' ich; diese Leute sind totale Scharie!“

„Siehst Du, lieber Freund, ich habe ihr nichts zu geben als die zwei Augen im Kopf! und darum . . . hi, hi, hi! fji, fji, fji . . .“ er puffte Nejer in den Arm, — „es kreuzen gar viele nach ihr; aber . . . hi, hi, hi! fji, fji, fji!“ er pfiß und freischte mit seiner Stimme und hustete dazwischen — „sie weiß, was sie sich denken soll. . . .“

Nejer überlegte sich es einweilen, welches Glück es sei, daß er sich noch nicht von seinen feinen blauen Seemanns-Kleidern getrennt habe. Vor dem Christabend war er nahe daran gewesen, die Jacke zu verfilbern; er hatte schon vor Walla etwas verlaunzen lassen; da kam aber die Einladung des Kanoniers dazwischen und er hatte es bis nach Neujahr aufgeschoben. . . . Aber etwas Kredit mußte ihm Walla eröffnen; ganz ohne Geld mochte er auf dem Ball nicht dastehen. . . . Und eigentlich konnte er ja auf das Geld hin borgen, das er beim Steuermann Lind gut hatte! . . . Diese Angelegenheit sollte noch heute geordnet werden; es war am besten zu schmieden, so lange Walla bei guter Laune war. . . .

„Guten Abend, Herr Oberkanonier!“ empfahl er sich plötzlich.

„Na, na,“ sagte dieser ausblickend, „mußt Du so bald fort?“ — Ach, wie das im Deine weh thut! — Gute Nacht, gute Nacht, lieber Freund!“

(Fortsetzung folgt.)

Verstörtes Glück.

Skizze von Nicolaus Krauß.

„Bist Du denn ewig Hüttbub bleiben?“

Das Wort des Försters ging ihm noch immer im Kopfe herum. Na, so schlecht war es eigentlich nicht. Man hatte sein Essen und Trinken, die zwanzig Markten Lohn waren auch nicht zu verachten, und so in der Sonne liegen auf dem durchwärmten Grasboden, während drüben in der zwanzigjährigen Kiefernheckung die Kühe ruhig weideten . . . Ja, aber im Winter! Dagegen in der eiskalten Stube bei der Mutter und den kleinen Geschwistern! Und nichts als Kartoffeln, nichts als Kartoffeln!

Nein! Der Franz mußte etwas andres werden! Aber was? Fleischhauer? Ja, das war's! Da konnte man Knackwürste essen, so viel man wollte.

Der Hüttbub zog die Beine an, legte die verschlungenen Hände unter den Kopf und blickte zur alten Fögre empor, unter der er lag. Die Sonne war vom Erdboden den braunroten Stamm hinaufgewandert.

„Wenn ich zwanzig zähle und die Sonne ist vom Astloch bis zu den ersten Aesten hinauf, dann werde ich Fleischhauer.“

Franz zählte, und die Sonne wanderte.

„Zwanzig!“ schrie er, aber das breite Sonnenband schnitt noch weit unter den Aesten ab.

„Auch nicht schab! Ich hätt' so kein Lamm tolmachen können.“

Aber er mußte doch etwas werden! Alle Gewerbe, die der Hüttbub kannte, ließ er an seinem Geist vorüberziehen. Zu einem Schuster hätte ihn seine Mutter gern gemacht. Wer! Das dumme, dalkste Pech! . . . Schneider? Alle Schneider, die er kannte, waren so dünne Spießer. Und wie konnte es einem gut gehen, wenn er kaum so dick war wie ein Haselsteden?! Soldat? Hm! Ja . . . Feldwebel? Da konnte man schon kommandieren! Und die dicke, große Brieftasche vorn auf der Brust. Ja, Feldwebel war eine feine Sache!

Franz setzte der Sonne ein neues Ziel und begann zu zählen. Er zählte ruhig und gewissenhaft. Vielleicht ging es auch noch höher hinauf. Offizier . . . Man konnte nie wissen. . . Er schloß vor Vergnügen die Augen.

Plötzlich riß er sie ganz erschrocken wieder auf. Er hatte doch einmal Soldaten gesehen, mitten im Winter. Bis zu den Knien sanken sie in den Schnee, bis zu den Knien. . . Und ganz ver-froren sahen sie aus. . .

Eislast fuhr es dem Jungen über den Rücken. Da hätte er ja bald was Schönes angerichtet! Feldwebel — so ein Feldwebel hatte ja nicht einmal ein Pferd zum Reiten.

Nein, er wollte nicht Soldat werden! Nicht um alles in der

Welt! Ja, aber, er hatte ja noch nicht zu Ende gezählt. Siedend- heiß wurde es ihm. Wenn jetzt die Kluge eine Dummheit gemacht hätten, daß er hinter ihnen hätte herlaufen müssen, er hätte etwas dafür gegeben. Aber sie grasten ruhig weiter, fast regelmäßig zog der Ton ihrer tiefen Gloden herüber. Da beschloß der Hützub, zu moqeln. Er setzte das Zählen aus, bis die Sonne das Ziel überschritten . . .

Der Freude, auf so schöne Manier dem Schicksal entronnen zu sein, folgten schnell wieder die Wünsche. Franz war im vergangenen Winter mit seiner Mutter auf dem Amtsgericht gewesen. Ihm, dem Jungen, war ein Eiszapfen aus der Hand ent- schlüpft und dem Väter ins Fenster geflogen. Gleich darauf hatte es geflirt. Er hatte gleich gesagt, daß er keine Schuld daran habe, sondern der Eiszapfen, der so glitschig gewesen. Und seine Mutter hatte das auch geglaubt. Aber die Frau des Vaders war ihnen ins Haus gekommen, hatte geschrien wie ein Zahnbrecher und etwas von „Bezahlen“ und „Verlagen“ herumge- redet. Der hatte aber die Mutter ihre Meinung gesagt! Alle Leute hatten gelacht, und auf eins — zwei war sie zum Tempel hinaus. Nacht acht Tagen wollte auch der Herr Amtsrichter der Mutter ihre Meinung hören, und so waren sie denn hinausgegangen. Während die Mutter gleich resolut zum Richter hineinging, hatte er im Vor- zimmer warten müssen. Zwei Männer waren da. Einer, der schrieb und ein anderer. Der andre hatte es schön! Jetzt stockerte er im Ofen herum, dann ging er um den grünen Tisch, rieb sich die Hände und blickte zum Fenster hinaus. Dabei rauchte er aus einer großen, langen Pfeife. Und hatte er gar nichts zu thun, so stellte er sich mit dem Rücken gegen den Ofen und ließ sich durchwärmen.

„So einer möcht' ich werden, wie der am Ofen,“ flüsterte der Hützub, setzte der Sonne das Ziel und begann zu zählen. Und diesmal zählte er gewissenhaft, mit Ueberlegung, verständig. So konnte auch der Erfolg nicht ausbleiben.

Im ersten Augenblick war Franz ganz zufrieden. Das war was Sicheres! Er strampelte mit den Beinen. Glück muß der Mensch haben, dann bringt er's in der Welt zu was! Aber — wenn man einmal Glück gehabt, kann man's wieder haben . . . Woher hatte der Mann beim Ofen die große, häßliche Glage? Und zum besten schien es ihm auch nicht zu gehen. Die großen Herren rauchen Cigarren und nicht aus einer alten Pfeife.

Das Gesicht des Hützubens wurde puterrot, seine Augen glänzten. Er riß die Hände unter dem Stopp hervor, schlug sie ineinander und schrie:

„Ich wag's! Förster will ich werden, und einen Federbusch steck' ich mir auf den Hut, dreimal so groß wie unserm Herrn seiner!“
Und Franz wurde Förster.

Er that einen scheuen Blick zur Seite. Ging das mit rechten Dingen zu? Na, ihm konnte es recht sein. Das war heute ein Glückstag!

Eigentlich, wenn man es recht betrachtete, so ein Förster . . . Da war noch der Forstmeister, dann der Stadtrat, der den Wald unter sich hatte . . .

Einen Augenblick dachte der Junge an den Bischof. Der schöne silberne Steden mit dem gebogenen Ende, und die goldene hohe Mütze! Aber da erinnerte er sich, daß auf den Wäldern, die er ge- sehen, alle Bischöfe weiße Haare gehabt hatten. Nein, so lange konnte er nicht warten.

Plötzlich stockte ihm der Herzschlag. Dann fuhr ihm das Fieber durch die Adern.

Einen gab's, dem keiner in seinen Dienst etwas hineinzureden hatte . . . Und das Ende-Trumm von einer Plinte! . . . Franz wurde ruhig, ganz ruhig. Mit wägendem Blick maß er die Föhre. Auf einem ganzen Stück des Wipfels lag noch die Sonne. Da konnte man bis fünfzig zählen, sich einrichten . . .

Diesmal zählte der Junge laut. Bald stieß er mehrere Zahlen in einem Atem hervor, dann machte er wieder längere Pausen, die weit aufgerissenen Augen waren starr nach oben gerichtet.

Als er bei zweiundvierzig war, verspürte er in der linken Seite ein Brennen. Er zählte weiter. Jetzt biß es ihn am Schenkel — er zählte. Plötzlich erschien es ihm, als wäre sein ganzer Körper in Feuer getaucht. Ueber die Nase lief es ihm hin.

Mit einem Wutschrei sprang er empor, warf sich hinter der Föhre ins Heidekraut und wälzte sich hin und her. Er schrie und krümmte sich vor Schmerz.

Da erinnerte er sich seines Wunsches.
Der alte Baum lag im Schatten.

Tränen schossen ihm aus den Augen und er wimmerte: „Jetzt häßt' ich Nachtwächter werden können . . . wenn die dummen Ameisen nicht gewesen wären . . .“

Tief und leise klangen die Ruhgloden. —

Kleines Feuilleton.

c. Eine begrabene Welt. Aus London wird berichtet: Ueber seine außerordentlich ergebnisreichen Ausgrabungen in Turkestan, die eine ganze alte Civilisation ans Tageslicht förderten, machte der bekannte englische Forscher Dr. A. Stein einem Vertreter von „Reuters Bureau“ sehr interessante Mitteilungen. Es handelt sich um Orte, die fast 2000 Jahre unter einem Sandmeer begraben waren und deren Geschichte bis jetzt völlig unbekannt war. Eine gründliche Untersuchung der Sculpturen, Fresken, Gegenstände der

industriellen Kunst, Siegel usw., die aus den Tempeln und Wohn- häusern der vergrabenen Stätten hervorgezogen wurden, sagte Dr. Stein, wird dazu helfen, die Civilisation einer Gegend, die in der Geschichte als Glied zwischen dem alten China und Indien und dem klassischen Westen eine wichtige Rolle gespielt hat, wieder aufleben zu lassen. Jetzt sind zum erstenmal Einblicke in das tägliche Leben, die häuslichen Industrien und Künste der Bewohner der Dörfer und Niederlassungen in Chinesisch-Turkestan, die in den ersten Jahrhunderten nach Beginn der christlichen Zeitrechnung ver- graben waren, ans Tageslicht gekommen. Wie sehr die Wüste sich ausgedehnt hat, zeigt der Umstand, daß einige der von mir aus- gegrabenen Niederlassungen ganze hundert englische Meilen jenseits der Grenze des jetzigen bebauten Bezirks liegen. Die große leblose Wüste wird natürlich von den in den spärlichen Niederlassungen am Saum der Wüste lebenden Bewohnern sehr abergläubisch betrachtet, und die Schwierigkeiten, genügend Vorräte und Wasser mitzuführen, hat die eingeborenen „Schatzsucher“ zum Glück davon abgehalten, die entfernteren und auch älteren zerstörten Orte aufzusuchen und auszu- beuten, die jetzt unter dem Schutz der indischen Regierung zum erstenmal erforscht wurden. Es besteht kein Zweifel, daß die Kultur jener Orte hauptsächlich aus Indien stammte, und daß die Bewohner Buddhisten waren. Meine Ausgrabungen zeigen die sehr vorgeschrittene Kultur und auch, daß der künstlerische Einfluß Griechenlands und Roms sogar in jener großen Entfernung von den Centren klassischer Kultur bemerkbar wurde. Die überraschenden Ausgrabungen machte ich mitten in der nördlich von Riha gelegenen Wüste, wo die Niederlassung mit ihren zerstreuten Wohnhäusern und heiligen Stätten ein Gebiet von sechs zu vier Meilen bedeckt. Ehe mit dem Graben begonnen wurde, sah man nur unheimlich aussehende Reihen gebleichter Bauholzstücke, die wie das Rahmwerk eines gestrandeten Schiffes zwischen den Sanddünen hervorragten. Von besonderem Interesse waren die Haufen, die wir bei einigen zerstörten Häusern, die augenscheinlich einst von Dorf- beamten bewohnt waren, ausgruben — gewissermaßen Papier- löcher mit Hunderten von Dokumenten, die schön auf hölzernen Täfelchen geschrieben und sorgfältig zugebunden und versiegelt waren. Infolge der konservierenden Natur des Sandes waren viele in prächtigem Zustand, die Tinte so schwarz und Siegel und Schnüre so vollkommen, als wenn sie nur einige Wochen alt wären. Da diese Dokumente in einer bekannten indischen Schrift geschrieben sind, werden durch ihre Entzifferung viele Einzelheiten des alten Dorflebens enthüllt werden. Aber diese Aufgabe wird viele Jahre angelegenten Studiums erfordern, da die auf diese Schrift bezüg- lichen Materialien in Indien sehr spärlich sind. In weniger alten Orten fanden wir auch Papierdokumente in Sanskrit, Chinesisch und auch tibetanische Manuskripte. Nirgends fand ich unbekanntes Schrift- zeichen. Um die meisten vergrabenen Häuser fanden sich sorgfältig angelegte Gärten mit Baum-Alleen, eingefriedigten Wegen, Obst- bäumen usw. Als wir den Sand weggeräumt hatten, fanden wir unter den verkümmerten Hecken Haufen trodener Blätter, gerade wie sie vor Jahrhunderten gefallen waren. Die Gärten waren meist so wie die noch jetzt in Turkestan gefundenen. Von Bäumen zeigten sich am meisten Pappeln, Pflirsch, Maulbeer- und Aprikosenbäume. Es ist kein Beweis vorhanden, daß diese Orte infolge einer plötzlichen Katastrophe verlassen wurden. Das allmähliche Verlassen erfolgte augenscheinlich durch die Unmög- lichkeit fortgesetzter Bewässerung, was ein Vordringen des Sandes verursachte. Während daher wirkliche Verlegungen von den Besi- tern entfernt waren, fanden wir in den Wohnhäusern viele Hausgeräte von geringerem Wert, wie Hengabeln, Mausefallen, Stiefel, Stühle, Schuhmacherlesten usw. In den zerstörten Tempeln fanden wir eine Art unabsichtlicher Ausstellung der Fabrikate jener Zeiten, denn vor einigen Götzenbildern lagen Haufen zerrissener Lappen schön gearbeiteter Seiden- und anderer Stoffe, die als Weihgeschenke niedergelegt worden waren. In einem Tempel merkten wir z. B., daß ein besorgter Pilger, der so viele Gottheiten als möglich günstig für sich stimmen wollte, ein tibetanisches Manuskript zerrissen und unter die verschiedenen Götzenbilder verteilt hatte. Diese Bruch- stücke sind jetzt wieder unter Glasscheiben vereinigt worden. Aus den Klöstern und Tempeln wurden viele Kolossalstatuen in Stud- ausgegraben. Ein Tempel enthält in seinem Kreuzgang über hundert überlebensgroße Statuen. Soviel wie möglich wurden gesäubert und Photographien davon genommen; nur wenige konnten gerettet werden, denn als der schützende Sand entfernt war, drohen die großen Stuckfiguren zusammen zu brechen, da das Holzwerk im Innern verfault war. Interessante Teile sind jedoch glücklich fort- gebracht worden. Wie sehr die heutigen Bräuche schon damals im Schwange waren, sieht man daraus, daß meine Arbeiter eine Eis- grube fanden, die mit trodnenen Blättern ausgefüllt war. An- scheinend brauchte man sie also schon damals, um das Eis gegen die schredliche Sommerhitze zu schützen. —

Aus dem Tierleben.

ss. Aus den Lebensgewohnheiten der Krusten- tiere teilt der Zoologe Stebbing einige besonders merkwürdige Thatsachen mit. Er spricht zunächst von einem kleinen und zarten Krebsstier, das auf eine eigentümliche Weise sein Dasein verbringt. Es lebt auf Korallen, auf denen es gallenähnliche Auswüchse bildet. Es läßt sich von den Korallenbauten vollständig einschließen und sorgt nur dafür, das genügende Oeffnungen für den Eintritt und Austritt des Wassers übrig bleiben. Auffallend

und schwer erklärlich ist die Thatsache, daß nur Weibchen dieses Krebses in solchen Korallenestern gefunden worden sind. Wahrscheinlich leben beide Geschlechter bis zum Vollzug der Ehe in ungebundener Freiheit im Meereswasser, und erst dann beziehen die Krebsfrauen allein ihr eigenes Heim, für dessen Bau sie die Korallensternchen sorgen lassen. Ueberhaupt bietet die Krustentiere manches Beispiel fessamer Veränderungen. Darunter sind die zwar seltenen, aber doch nicht ganz vereinzelt Arten zu rechnen, bei denen ein und dasselbe Individuum zuerst ein Männchen und dann ein Weibchen ist. In einer Gruppe der Krebstiere giebt es nach der Annahme eines hervorragenden Forschers Tierarten, deren Larven überhaupt noch kein bestimmtes Geschlecht aufweisen, sondern dessen Ausbildung erst im Verlauf ihrer Nahrungsverhältnisse kommen, entwickeln sich zu Weibchen, während andre später sozuzogen „endgiltige Männchen“ werden, die übrigens bleiben in dem unterschiedenen Zustande, der vielleicht noch im Verlauf der Entwicklung aufgekärt wird. Eine andre Krebsart huldigt einer Art von umgekehrtem Normmomentum, indem ein einzelnes Weibchen dazu berechtigt ist, zahlreiche Männchen in einer strengen Ehefessel zu halten. Eine Eigenschaft der Kruster, die namentlich bei gewissen Krabben stark hervortritt, ist eine erstaunliche Gefräßigkeit. Auf einer kleinen unbewohnten Sandbank in der Inselgruppe der Laskadiven im Indischen Ocean fand Stebbing zahlreiche Schwärme einer großen Seeschwalmenart bei der Brut. Es waren junge Vögel jedes Alters vorhanden, aber keine Eier. Eine fürchtbare Gefahr drohte den jungen Vögeln von den Krabben des Strandes, besonders von einer großen Art des Einstiebskrebse, die sich in Massen vorfand. Die junge Brut wurde ohne irgend ein Nest auf den Strand niedergelegt, sodas sie in Abwesenheit der Eltern den Krabben auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war. Nach den vielen Anschlägen und Federn zu urteilen, die den Boden bedeckten, mußten Hunderte von Vögeln den Krabben zum Opfer gefallen sein, und mehrfach konnte die Beobachtung gemacht werden, wie eine frischgetötete Vogelkeiche unter dem unermüdelichen Maul gefräßiger Krabben lag. —

Bergbau.

— Genau fünfzig Jahre ist es jetzt her, schreibt man der „Voss. Zeitung“, daß die ersten Goldfunde in Australien gemacht wurden. Zwar hatte der Forschungsreisende Strzelecki schon 1840 goldhaltigen Schwefelkies vorgewiesen, aber er fand keine Beachtung; ebenso wenig Erfolg hatte der Gelehrte Sir R. Murchison 1844 mit dem Hinweis auf die Ähnlichkeit des geologischen Baues der Ostküste Australiens mit dem des Uralgebirges. 1849 brachen 5000 Australier nach Kalifornien, dem soeben entdeckten Eldorado, auf, kehrten aber, größtenteils enttäuscht, bald zurück. Einer von ihnen, Hargreaves, erbot sich im April 1851, im Dienste der Regierung das australische Scheidegebirge auf Gold zu untersuchen, da es die gleiche Formation aufwies, wie die kalifornischen Gebirge. Im August entdeckte Hargreaves die großen Goldfelder in Neusüdwales; als dann ein schwarzer Schäfer einen centnerschweren Goldklumpen auf seinem Felde fand, brach ein wahres Goldfieber aus. Sofort bot Victoria 100 000 M. demjenigen, der die ersten Funde in dieser Kolonie machen würde, und noch in demselben Jahre entdeckte man hier die außerordentlich reichen Felder bei Bendigo und Ballarat. Melbourne, bis dahin ein Landstädtchen, wurde über Nacht zur Großstadt; aus allen Herren Ländern, auch aus Deutschland, strömten die Glücksjäger in Scharen herbei. Den Beamten wurde das Drei-, ja Fünffache ihres bisherigen Gehalts geboten — sie blieben nicht; die Schiffe lagen abgetaktet in den Häfen, denn die Matrosen verschwanden — eine unübersehbare Schar von Menschen, Pferden, Vieh und Karren aller Art strebte den Goldfeldern zu. Die reichsten Funde wurden damals im Alluvium, wenige Fuß unter der Erde, gemacht, darunter die riesigen „Ruggets“ (Goldklumpen) „Willkommen“ und „Willkommener Fremdling“, im Werte von 186 500 und 190 680 M., aber auch Stücke von 30—100 000 M. waren nichts Seltenes; auf den „Berlin Diggins“ z. B. fand man nicht weniger als 350 Klumpen im Werte von 100 bis 40 000 M. In den 50 Jahren, die seither verfloßen sind, ist in Australien und Neuseeland nach den soeben veröffentlichten Angaben des Regierungsstatistikers von Victoria für 8885 Millionen Mark Gold gewonnen worden. Davon entfallen auf Victoria 5150, auf Queensland 1030, auf Neusüdwales 970, auf Westaustralien (wo die ersten Goldfunde 1894 gemacht wurden, und das jetzt an der Spitze aller Goldländer steht) 456 Millionen Mark. Den höchsten Ertrag, welcher je in einem Jahre gewonnen wurde, weist Victoria im Jahre 1853 mit über 250 Millionen Mark auf. Die gesamte Goldproduktion der Erde betrug im Jahre 1900 nach amerikanischer Berechnung 236 Millionen Dollar gegen 304 Millionen im Vorjahre 1899 (den Ausfall trägt fast ausschließlich Südafrika), und in den letzten fünf Jahrzehnten hatte sie den Wert von 665 Millionen Dollar. —

Physikalisches.

— Wärme-Entwicklung einer elektrischen Glühlampe. Wenn man die Vorteile der elektrischen Beleuchtung durch Glühlampen aufzählt, so pflegt man hervorzuheben, daß die Zusammensetzung der Zimmerluft durch dieselbe nicht beeinflusst und ihre Temperatur nicht erhöht werde. Das mag richtig sein, wenn man dabei einen Vergleich mit der Petroleum- oder Gaslampe im

Sinne hat — pflegen wir doch an recht kalten Winterlagen, wenn es im Zimmer nicht warm werden will, die Gaslampe anzuzünden, um der ungemütlich niedrigen Temperatur schneller abzuhelfen —, aber niemand dürfte es einfallen, die elektrische Glühlampe zu diesem Zweck einzuschalten. Freig wäre es jedoch, deshalb nun anzunehmen, daß die elektrische Glühlampe gar keine Wärme abstrahle, man wird sich von dem Gegenteil leicht überzeugen können, wenn man die Hand auf das Glas einer solchen legt, die schon längere Zeit gebrannt hat. Wie große Wärmemengen eine Glühlampe abstrahlen vermag, ergab ein Versuch mit einer Lampe, die sich in einem Pariser Theater in der Nähe des Schallbrettes befand. Nach Schluß der Vorstellung wurde einem Arbeiter der Auftrag erteilt, die Lampe auszudrehen. Anstatt dies zu thun, bedeckte er sie mit einem feuchten Tuch. Zwei Stunden später kam der Nachtwächter und fand sie auf seinem Mundgange ganz erweicht vor. Die Wärmestrahlen, welche sich bisher unmittelbar der umgebenden Luft mitteilen konnten, wurden durch das Tuch zurückgehalten und führten auf diese Weise eine Erhitzung der Glasbirne bis zum Erweichen des Glases herbei. —

Technisches.

u. Wie lange sind schon die Eisenbahnschienen bekannt? Im allgemeinen ist man wohl der Meinung, daß die Erfindung, die aus Unbequemlichkeiten des Weges dem Transport von Lastwagen erwachsenden Schwierigkeiten dadurch zu beheben, daß man eiserne Schienen auf dem Erdboden befestigt, auf denen die Wagenräder mit nur geringerer Reibung dahingleiten, höchstens ein Jahrhundert alt sei; aber diese Annahme ist irrig. Es existiert nämlich ein im Jahre 1541 in Basel erschienenes, kulturhistorisch recht interessantes Buch: Cosmographie oder Beschreibung aller Länder, Herrschaften, fürnemsten Stetten, Geschichten, Gebräuchen usw., von Sebastian Münster. In diesem mit zahlreichen instruktiven Holzschnitten versehenen Werk befindet sich auch eine Abbildung des im Leberthal im Elsaß betriebenen Bergbaues, und dort sieht man neben mehreren mit verschiedenen andern bergbauähnlichen Arbeiten beschäftigten Leuten auch solche, welche die geförderten Erubenprodukte auf Wagen fortzuschaffen, und diese Wagen bewegen sich ganz deutlich auf eisernen Schienen. Danach ist der Gebrauch dieser Einrichtung mindestens schon drei und ein halbes Jahrhundert alt, und bis zum Beweis des Gegenteils wird man diese wichtige Erfindung als eine deutsche ansehen dürfen. Uebrigens gleichen die in jenem Bild dargestellten Förderwagen genau den noch heute im Bergwerksbetriebe allgemein gebräuchlichen „Gimten“. —

Humoristisches.

— Schwäbisch. Schaffner des Schnellzuges zum Bauer: „Zeiget se mir Ihr Zuschlägle.“ (Zuschlagkarte.)
 Bauer: „Z heim kein Zuschlägle.“
 Schaffner: „Sie müßet awer e Zuschlägle heim, bös isch jo e Schnellzagle!“
 Bauer: „Ja noin, i will kein Zuschlägle heim, i hann kein so große Eile.“
 Schaffner: „Sie müssen awer jo e Zuschlägle nachlöset, sonst muoch ich Si em Herrn Stationsvorsteher vorführe.“
 Bauer: „Ja noin, dann fahret halt a biß langsamer!“ —

— Schicksalsstück. Wenn ein junger Poet einer belletristischen Zeitschrift 20 Gedichte einsendet und 21 zurückkriegt. — („Jugend“.)

Notizen.

— Detlev von Liliencron behält seinen Wohnsitz in Altona bei; er ist nur zu einem mehrmaligen Auftreten im „Bunten Brett“ allmonatlich verpflichtet. —

k. „Krim“ heißt das neueste Werk von Rudyard Kipling, das bei Macmillan in London in Buchform erschienen ist; „Krim“ spielt im Indien. —

— Die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ ist mit Oktober in den Verlag von Gustav Fischer in Jena übergegangen und kostet statt 16 M. jährlich jetzt nur 6 M. —

— „Nach dem Schützenfest“ betitelt sich eine einaktige „Melodram-Parodie“ von Erich Meyer-Helmund, die gelegentlich der Premiere von „Lose Blätter“ im Centraltheater zum erstenmal gegeben wird. —

— Der Wiener Bildhauer Hans Scherpe hat das Modell für das Anzengruber-Denkmal vollendet. Auf einem Felsen steht die überlebensgroße Figur Anzengrubers. Unten am Fuße des Felsens sitzt der „Steinklopferhaus“, der von der Arbeit anrührt, während Anzengruber, der ihm hier im Walde begegnet war, auf die Anzengruber des Steinklopfers zu lauschen scheint. Die ganze Gruppe wird in einem Waldbosket stehen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 6. Oktober.